

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Neue Sagen aus der Mark Brandenburg**

**Handtmann, E.**

**Berlin, 1883**

Zweite Abteilung. Allerlei aus Kurmark und Neumark.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-669**

## Zweite Abteilung.

# Allerlei aus Kurmark und Neumark.

### 1. Der Schatz von Blankensee.

Blankensee in der Bauche, den Herren von Thümen gehörig, wurde vor Zeiten von einer Wallfahrtskapelle überragt, zu deren Trümmern auf dem Kapellenberge wegen der schönen Aussicht über Weingelände, Fruchtfelder und herrliche Seen noch immer viele Leute pilgern.

Jeder, der in früheren Zeiten zur Höhe stieg, wünschte viel lieber noch sich in die Tiefe begeben zu können, den dort versenkten heiligen Schatz zu heben. Heute hegt niemand mehr einen solchen Wunsch. Derselbe wäre auch ganz verfehrt; denn der Schatz lagert nicht mehr im Kapellenberge.

Zwar die Arbeiter, welche auf Befehl des Besitzers den Berg in regelrecht bergmännischer Weise mit Stollen und Gängen durchzogen, haben den Schatz nicht gefunden. Schon ihre Arbeit war umsonst angewandte Mühe, welche hätte können gespart werden, wenn man gewußt, was allerdings nur wenige der Allerältesten als Kunde der Vorzeit geheimnisvoll bei sich bewahrten. Später ward's weiter erzählt und sei denn jedermann kund und zu wissen gethan.

Der Schatz bestand aus zusammengeraubtem Gute, welches die deutschen Ansiedler aus Sachsenland und Frankenland den Wenden der Zauche entrissen hatten. Sie hatten dasselbe bei der Unsicherheit, in welcher die Neusiedlungen bei fortwährenden Kriegen und Empörungen standen, den Mönchen zur Verwahrung übergeben. Dieweil die heilige Stätte in jeder Hinsicht als sicherster Zufluchtsort galt und im schlimmsten Falle zur Verteidigung derselben die letzte Kraft von dem Markgrafen und seinen Rittern aufgeboten wurde.

So glaubten die Eroberer das Gold und Silber der Besiegten für sich geborgen. Sie bedachten nicht, daß die Wenden gute Freundschaft mit den Nixen hatten, deren List und verborgene Gewalt die äußerlich gewaltige Streitmacht der irdischen Herrscher denn doch übertraf. Und die Nixen wußten für ihre Freunde zu handeln, als es galt, wenigstens noch Rache zu üben.

Vom großen Kressin aus gruben die Nixen tief unter der Erde einen geheimen Gang in den Berg hinein, bis sie zum Keller der Mönche gelangten. Durch diesen Gang verschwand der Schatz in der Bartolomäusnacht. Und wie schlau waren doch die Nixen! Sie versenkten den Schatz nicht etwa in dem großen Kressin oder in dem Chiasser See noch in der Nuthe, deren Gewässer alle am Fuße des Kapellenberges ihre Wellen schlagen. Dort ihn zu suchen und zu finden hätte den Rittern und Deutschen zu nahe gelegen. Sie verbargen den Schatz vielmehr weit ab in dem versteckt liegenden „kleinen See“, in dem rohrbedeckten Schlupfwinkel, wo ihn kein Mensch suchte. Dort sollte er liegen, damit er nie wieder Menschenaugen bethörte.

Freilich, wer irgend wie auf Zeichen und Gelegenheiten zu achten verstand, hätte sein Dasein leicht spüren können.

Wie kam, wie kommt es doch, daß sich im kleinen See in ungezählter Menge die hellglänzenden Karauschen finden? Die übrigen Seen und Gewässer rundum liefern Fische aller Art, Hechte, Zander, Barsche, Schleie, Giebel in das Netz. Die Karausche ist eigentlich auch nur ein Giebel. Woher ist der Giebel im kleinen See zur Karausche geworden? Weil er daselbst beim Schwimmen über dem flachen Grunde längs des alten Schatzes, der dort lagert, hinstreicht! Davon nehmen seine Schuppen den Gold- und Silberglanz an und das edle Metall wirkt veredelnd, verbessernd auf seine ganze Beschaffenheit.

Vergebens würde das Bemühen sein, den Schatz mit einem Male vom Grunde des kleinen Sees heben zu wollen. Wer's wagen wollte, den würden die Nixen tief unten in Grundneffeln, Mummel- und Rohrwurzeln betten. Das wissen die vorsichtigen Leute an dem See recht wohl und sind es zufrieden, daß ihnen nach und nach in manchem tüchtigen Karauschenzuge der Segen des Schatzes zufließt.

Zwischen Bartolomäi und Michaelis, wenn die Herren, die Nachfolger der Ritter, sich durch die Jagd in Feld und Wald ergötzen und bereichern, dann gedenkt zur selben Zeit in ausgleichender Gerechtigkeit die Nixenschaar der Fischer, welche sie als Nachfolger und Erben ihrer lieben Wenden ansieht. Am Bartolomäustage fährt von der Ruthe her einer der Nixen in Sturm und Wirbel zwischen zwölf und ein Uhr mittags quer durch den Chiasser See. Er landet dort, wo der Kanal aus dem Kressin in den Chiasser See einmündet, und schreitet auf den Kapellenberg zu. Doch schon nach wenigen Schritten ist er in die Erde hinein verschwunden. Doch nicht links hin nach dem Kapellenberge geht unter der Erde sein Weg. Solche Richtung einzuschlagen war nur

einmal, bei dem Raube des Schazes, nötig. Sein Weg geht vielmehr in tiefster Tiefe durch den Kressin in den kleinen See hinein. Was sich etwa in die andern dort in der Nähe befindlichen Gewässer hinein an Karauschen verirrt hat, nimmt er alles mit sich und setzt dann im Grunde des kleinen Sees fest, wieviel Karauschen für diesesmal den Fischern, welchen er wohl will, im kleinen See ins Netz kommen sollen.

Es ist Wohlwollen des alten Wasserherrschers, Wohlthat an armen Fischern, die seiner lieben Wenden Nachfolger sind, was der Nix da, auch anderen Menschen jetzt zum Wohlbehagen, aus dem alten Schaze alljährlich spendet. Gegenleistung, Opfer verlangt er nicht. Nur Mäßigkeit begehrt er: daß nicht habgierigerweise vor Bartolomäi oder nach Michaelis die Netze und Reusen auf Karauschen gestellt werden. Solches zu versuchen führte zu nichts: die wenigen etwa gefangenen Karauschen schmecken nicht, sind nichts wert.

Wer aber weiß es denn so gewiß, daß der Nix selbst für seine Freunde in der vorstehend erzählten Weise sorgt? Frage, wer's bezweifelt, wissende Leute: Wie fuhr der Nix, oder vielmehr es waren deren zwei, am Bartolomäustage anno achtundsechzig dem Wind entgegen in Wirbel und Wogenbraus durch den Chiasser See und verschwand dicht beim Kressin! Wie reich war wenige Tage darauf der Karauschenzug im kleinen See!

## 2. Der Trommler von Mollwitz auf Schloß Groeben.

Als König Friedrich der Große zum ersten Male nach Schlesien in den Krieg zog, stand in seinem Heere als Officier auch Kurt von Schlabberndorf aus Groeben. Leider erlag

derselbe „als Sr. Majestät wohl affectionirter Herr Lieutenant schon in der scharfen Action, so bei Mollwitz zwischen den Königlich Preussischen und Kaiserlich Oesterreichischen Truppen vorgefallen und in welchen den Königlich Preussischen der Sieg verblieben, einer Blessur.“ Sein Diener aus Groeben, welcher als Trommler zugleich mit ihm beim Regiment gestanden und beim großen letzten Bajonettangriff wacker getrommelt hatte, brachte die Leiche seines Herrn nach Groeben zurück. Dort in der Kirche, linker Hand vom Altare, bezeichnet ein Gedenkstein die Ruhestätte des Helden, der mit seinem Könige die Siegeslaufbahn Preußens eröffnete.

Der ehemalige Trommler lebte nun wieder als höriger Mann zu Groeben, ward aber nur wenig mit Arbeit beschäftigt. Er pflegte seines Herrn Grab und den ganzen Kirchhof getreulich. Stets begleitete ihn eine große graue Katze, welche er vom Regiment her mit nach Hause gebracht hatte.

Eines Abends fand man ihn tot an der Kirchenwand sitzend, dort wo im Innern der Grabstein des Herrn Lieutenants stand. Man gab ihm an derselben Stelle sein Grab. Die Katze lagerte sich auf dem Grabhügel, wo sie nach einigen Tagen verendete.

So oft seit jener Zeit ein Kriegszug für Preußen bevorstand, rührten sich die drei und entboten die Mannschaft aus dem Teltow zur Wacht für den König.

Dann sieht man eines Abends die graue Katze vom Grabe des Trommlers, dessen Hügel freilich längst eingeebnet ist, aus dem Epheu an der Kirchenwand emporklettern und übers Dach zum Turm hineinrennen, als wollte sie Sturm läuten. Darauf schreitet von 11 bis 12 Uhr Nachts der Trommler durch Groeben und den Kiez und trommelt, daß man es bis

Saarmund und bis Trebbin hin hören kann. Um 12 Uhr aber steht der Herr Lieutenant von Schlabberndorf vor der Thür des Schlosses nach dem Garten zu, über welcher der Steinschild mit dem Familienwappen, dem Äpfel fressenden Affen, angebracht ist.<sup>31)</sup> Er trägt die alte Uniform, schwenkt den Dreimaster und deutet mit dem Degen nach der Himmelsrichtung, in welcher der Feind zu suchen ist. Solches geschieht drei Nächte hintereinander. Damit weiß die Mannschaft im Teltow Bescheid.

Anno 63, anno 66 und das letztemal anno 68, Mitte Juli, ist's auch wahrgenommen worden. Dieses letzte Vorzeichen deutete auf ganz besonders schwere Zeiten und kam wohl um deswillen so sehr früh. Denn es dauerte ja von da ab noch fast zwei Jahre, ehe es mit den Franzosen losging.

### 3. Die kleinen Hummeljäger.

Die Kinder in den Dörfern des Kreises Königsberg in der Neumark haben ein absonderliches Vergnügen daran, Hummeln zu greifen und zu zerreißen, um die Honigblase derselben auszulutschen. Sonst pflegen Kinder die Hummeln wegen ihrer scharfen Stiche zu fürchten. Wie kommt es, daß die Kinder in und bei Königsberg so ganz anders gesonnen sind und ohne Scheu und Bangen Hummeljagd treiben? Das hat solchen Anlaß gehabt!

Vor langer, langer Zeit, doch noch in unserm Jahrhundert, wurden einige kleine Kinder aus Königsberg von ihren Eltern mit aufs Feld bei dem Gute Wahlberg genommen. Die Kinder schliesen ein und die Erwachsenen konnten sich bei der drängenden Arbeit nicht weiter um die-

selben kümmern. Sie gingen theils nach Wahlberg, theils nach der Hornei zu und ließen die schlafenden Kleinen ohne Obhut liegen.

Plötzlich wachen die Kinder auf und sehen neben sich kleine Männerchen mit leuchtenden Auglein stehen. Die reden freundlich zu ihnen und wollen mit ihnen spielen. Anfangs sind die Kinder furchtsam und scheu. Aber die kleinen Männer bringen Blumen und schöne Steinchen und endlich greift einer derselben eine Hummel, reißt dieselbe auseinander und giebt einem Kinde einen süßen Tropfen Honig zu kosten. Da klatscht dieses Kind freudig in die Hände und husch, ist's mit dem Männchen auf andere Hummeln zugerannt. Nun ist auch die Scheu von den übrigen Kindern gewichen und ein lustiges Kennen und Sagen beginnt.<sup>32)</sup>

Doch endlich hatten die Kinder sich müde gelaufen. Da wollten die Männerchen sie mit sich in Löcher, welche unter die Erde führten, nehmen. Sie sollten sich dort unten in ihren Wohnungen ausruhen, hernach könnten sie weiter spielen. Hierauf gingen die Kinder aber doch nicht ein, da sie plötzlich Angst und Sehnsucht nach ihren Eltern bekamen. Sie liefen schnell und ohne Abschied von den kleinen Männern fort.

Als die Kinder den Eltern erzählten, was für Ergözung sie gehabt hätten, verwunderten dieselben sich sehr, daß es noch Erdmännlein geben sollte. Sie hatten von Erdmännlein, welche vor vielen hundert Jahren auch in der Neumark gelebt haben sollten, wohl erzählen hören. Aber daß solche noch so nahe bei Königsberg weilen sollten, war doch kaum zu begreifen. Der Sache auf den Grund zu kommen, gingen sie nach der Stelle hin, welche die Kinder bezeichneten. Da sahen sie wohl Löcher und Rinnen, welche in den Sandberg hineingingen, aber von kleinen Männerchen war nichts zu



bemerken. Doch als sie an den Löchern horchten, war ihnen, als vernähmen sie tief unten Klopfen und Flüstern. Da wurde ihnen unheimlich, und sie verboten den Kindern, je wieder mit den kleinen Männern zu spielen. Sie fürchteten, es möchte sonst doch einmal eins der Kinder unbedacht sein und unter den Sand geraten.

Die Kinder haben später noch oft gesehen, wie die kleinen Männerchen vor ihre Erdlöcher getreten sind und gerufen und gewinkt haben. Aber sie waren dem Verbot ihrer Eltern gehorsam und folgten den Erdmännlein nicht, bis diese endlich ganz fortblieben. Doch das Hummelgreifen behielten sie als eigene Spielerei bei und das lernten von ihnen auch andre Kinder, sodaß es schließlich ein weit verbreitetes Sommerspiel in dem Lande zwischen der Röhrke und der Wiezel geworden ist.

#### 4. Die Gule im Röhesee.

Im Röhesee, einem kleinen, sehr tiefen, fast kreisrunden See fast nördlich von Königsberg, hat eine Gule ihren Wohnsitz.<sup>23)</sup> Sie lauert nahe dem westlichen Ufer desselben hinter den Mummeln im Rohr. Abends gleich nach Sonnenuntergang steigt sie aus der Tiefe empor. Es ist dann, als sähe man eine dünne graue Wolke aufsteigen, in der es fürchterlich klatscht, wie wenn tausend Enten mit den Flügeln schlagen, und ein weinerliches Lachen ertönt, als hörte man einen Specht schreien.

Die Gule lauert auf junge Knaben, welche allzu dreist auf das eben erlernte Schwimmen trozend und unbehütet von Erwachsenen, die zu so später Stunde nicht mehr baden,

sich bis an die Mummeln heranwagen und den See durchschwimmen wollen. Die möchte sie umschlingen mit tausend dünnen Armen und ihnen das Blut aussagen. Den blutlosen Körper giebt sie schließlich wieder ans Ufer zurück.

Weil die Gule eben nach dem Blute junger Knaben lüftern ist, warnten in früherer Zeit die Badewärter und Fischer namentlich die Quintaner und Quartaner des Gymnasiums, welche Dienstags und Freitags nach den Turnstunden noch baden wollten. Gar bei Mondschein baden, was in jenen Klassen als Bravourstück galt, wurde auch von anderen Leuten als Thorheit angesehen. An Dienstag- wie an Freitag-Abenden ist immer ein ganz besonders lautes Kreischen und Klatschen im Rohre des Röhsees vernommen worden. Die Gule äußerte dann wohl ihren Grimm, daß alte verständige Leute ihr die ersehnte Knabenbeute vorenthielten.

So vor dreißig Jahren! Ob wohl die Gule noch heute den Röhsee bei Königsberg unsicher macht?

---

### 5. Die Prinzess mit dem Schleier.

Eine Stunde ostwärts von Königsberg, am Verchenspring nahe den Wedelschen Gründen, sitzt eine verzauberte Prinzessin und webt in Vollmondsnächten an einem weißen Schleier.

Einst war sie eines heidnischen Königs Tochter, welche sehr gegen ihres Vaters Willen einen Prinzen aus dem Christenlande liebte, der als Gesandter an den Hof ihres Vaters gekommen war und Unterwerfung von den Heiden verlangte. Solche wurde verweigert und nun brach Krieg zwischen den Christen und den Heiden aus.

Sich in der Schlacht zu schirmen verlangte der Heiden-

könig, seine Tochter solle ihm aus Nesseln in der Zeit von Mitternacht bis Hahenschrei ein Zauberhemd spinnen und weben. Und zwar solle dasselbe bis zur Vollmondsnacht fertig sein, damit es bei Vollmondschein von Priesterhand mit Opferblut besprengt und durch Zaubersprüche geweiht werden möge.

Die Tochter spann und webte, gehorsam des Vaters Befehl. Aber sie murmelte bei ihrer Arbeit keine Zaubersprüche der Heiden, sondern sang leise für sich Psalmen und Verse heimlich erlernter Christenhymnen. Als der Mond voll wurde und der Vater das Nesseltuch zum Wehrhemd verlangte, da fand sich, daß das Leinen der Prinzessin zwar sehr lang, daß es aber viel zu feinsadig war und zu einem Hemde für einen Mann nicht taugte. Zornig die Tochter scheltend, legte der König nun bloß seine einfache Rüstung an und zog an der Spitze seiner Krieger dem über die Oder anrückenden Christenheere entgegen. Die Tochter blieb betrübt bei ihrer Arbeit sitzen und ohne eigentlich zu wissen, warum sie solches that, webte und webte sie weiter.

Der Angriff der Christen wurde abgeschlagen, ihr ganzes Heer ging zu Grunde. Die wenigen, welche dem Schwert der Heiden entrannen, fanden ihren Tod im Wasser der Oder. Der Prinz, welcher verwundet vom Schlachtfelde floh, wurde von den Reitern der Heiden erreicht und gefangen vor den Heidenkönig gebracht, welcher ohne Rücksicht und ohne Mitgefühl befahl, diesen Gefangenen im Angesicht des ganzen Heeres den beleidigten Göttern zur Sühne in die Oder zu stürzen.

Sein Befehl ward vollführt. Aber ein eigenartiges Bangen überkam das ganze Heer der Heiden, als stünde ihnen trotz des Sieges etwas Entsetzliches bevor. Finster in

sich gefehrt betrat der König sein Schloß, Es war wieder Vollmondszeit. Die Tochter hatte ihn nicht empfangen. Er suchte lange vergebens nach derselben. Endlich fand er sie, wie sie im Mondenscheine das endlich zu Ende gewebte Nesseltuch in einem Duell des Gartens wusch. Noch immer voll Grimms herrschte er sie an: „Was soll das nun? Willst etwa, da ich deinen Buhlen nach dem Siege, den mir die Götter trotz deines Ungehorsams gewährten, zur sichern Taufe in die Ober gestürzt, den Schleier nehmen, willst Nonne drüben bei den Christen werden?“

Ob solches unbäterlichen Hohnes entsetzt blickte die Jungfrau voller Verzweiflung zum Himmel empor, breitete die Arme, das lange Nesseltuch mit denselben hoch emporhebend, daß es ihr über Brust und Schultern niederwallte, aus und begann mit kläglichem Schluchzen den Psalm der Christen zu singen: „Richte mich Gott und führe meine Sache wider das unheilige Volk.“

In blinder Wut riß der König mit einem fürchterlichen Fluche das Schwert aus der Scheide und schmetterte dasselbe auf das Haupt des eignen Kindes nieder. Da erdröhnt ein furchtbarer Donnerschlag. Aus heitrem Himmel fährt ein Wetterstrahl nieder: und verschwunden von der Erde ist alles, was eben noch in Herrlichkeit dastand. Nichts ist von dem Königsschloß mehr zu sehen, viele Meilen tief ist es mit allen, die darin lebten, in der Erde begraben. Einzig an der scharf abgegrenzten, regelmäßigen Gestalt der Bedelschen Wiesengründe und an deren üppigen Erträgen ist zu spüren, daß dort einmal ein wohlgepflegter Schloßgarten vorhanden war, den Gottes Strahl von der Bergeshöhe abgespalten und tief in den Grund geschmettert hat.

Oben am Berge sprudelt, freilich nicht mehr von den

festlichen Schaaren aus dem Königslager und der Königsburg umzogen, dafür von den stets fröhlich trillernden Verchen in Gottes freier Natur umwirbelt, der Quell des Königsgartens noch immer weiter, der einzig unverrückt gebliebene Zeuge vergangener Zeit und entschwundener Herrlichkeit. An ihm erscheint in den Vollmondsnächten die Prinzessin. Vom Schleiertuch Schultern und Arme umflattert, wimmert sie eine eintönige Weise und versucht vergebens den Schleier um ihr Haupt zu schlingen.

Das arme Kind ist wirklich übel daran. Wäre sie schon getauft gewesen, da hätte es mit ihr keine Not. Dann hätte die heilige Jungfrau sie, die nach des Buhlen Tode so gern den Schleier genommen, sicherlich als Himmelsbraut anerkannt, den guten Willen für die That nehmend. Und sie hätte den Eingang in die ewige Seligkeit zu Gnaden erhalten. Oder hätte sie nie etwas mit den Christen zu thun gehabt, so wäre sie mit ihrem vom Gottesstrahl getroffenen Vater in die Tiefe der Hölle gefahren und wäre wenigstens sicher bei den Ihrigen.

Aber so wie es sie traf, ist es ein klägliches Mittelding. Nicht zu den Heiden, nicht zu den Christen gehörig, was sollte da wohl aus dem armen Kinde werden?

Es ist eine altvererbte Rede in Königsberg, von der ehemaligen Klosterzeit herab auf die Tage des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums übertragen: ein Schüler, der dicht vor dem Abgang steht, also ein Primaner, welcher noch nicht verliebt gewesen, könne die Prinzessin erlösen und ihr zur ewigen Seligkeit verhelfen. Derselbe hat nur Folgendes zu leisten.

Er muß in einer Vollmondsnacht des Sommers nach dem Verchenspring pilgern, und zwar im Turnanzuge. In

dem Augenblick, wo der Mond voll wird, muß er eiligen Schritts vom Fuß des Hügels nach dem Quell zu schreiten, darf sich weder umsehen, noch einen Laut von sich geben. Sobald ihn das im Luftzuge weit um die Prinzess flatternde Messeltuch kalt berührt, muß er vor dieser in die Kniee sinken und drei Vater-Unser mit geschlossenen Lippen leise nur für sich sprechen. Alles ohne zu zittern und ohne den geringsten Laut vernehmen zu lassen. Vollzüge er die Erlösung, so ginge die Prinzess zum Himmel der Christen ein. Ihn erwartet königliche Belohnung. Worin solche besteht, wird nicht näher angegeben. Nur das eine findet sich nebenbei vermerkt, daß er einmal die schönste und beste Frau, die es für ihn auf der Erde giebt, bekommen würde.

Bis dahin, wo ich Königsberg verließ, war die Prinzess am Verchenspring noch nicht erlöst. Ob's später geschehen oder ob die ganze anmutig-schauerliche Geschichte, bei welcher viel Neckerei mitunterlief, in Vergessenheit geraten sein mag?

Wenn die Prinzess noch des opfermutigen, warmblütigen und doch kühlherzigen Primaner-Erlösers harren muß, so sollen dem, der den nächtlichen Gang im Vollmondlicht wagen will, folgende Fingerzeige gegeben sein.

Der Anstieg zur Quelle führt eine lange Strecke durch große Huslattich (tuscilago)-Blätter, welche sehr nebelfeucht und kalt sind. Der Boden ist locker und schlüpfrig. Frösche, Kröten giebt es in Menge dort, auch wohl eine Natter raschelt plötzlich neben einem. Auch der sicherste Fuß kommt da leicht ins Gleiten, auch eine gegen Kühle sehr abgehärtete Haut verspürt die Taufrische durch das Turnzeug hindurch. Und nun erst im monddurchglitzerten wallenden Nebel niederknien auf dem quitsch-quatsch-brodelnden Boden, daß einem die Tuscilagoblätter Nacken und Ohren streifen! Wie leicht

durchfliegt einen da ein Schauer und ein „Huh“ ent schlüpft den Lippen!

Dann ist alles vergebens gewesen. Man sieht dicht vor sich über dem sprudelnden Quell die weiße Gestalt zerrinnen; es scheint, als schlüge dieselbe die vom Schleier plötzlich freien Arme verzweiflungsvoll über dem Kopf zusammen.

## 6. Die Spinnerinnen auf dem Wasser.

Sonst wird von den Wasserfrauen erzählt, sie haben in Sehnsucht und Liebe warmblütige schöne Menschenkinder an sich gelockt und dieselben in die Tiefe gezogen, um sie in Palästen aus Korallen und Perlen nach ihrer Weise zu beglücken. Die Bewohnerinnen der kleinen Gewässer zur Seite der Wege von Dölzig nach Grabow und von Nordhausen und Gölln nach Blankensfelde bei Königsberg sind ganz anders gesonnen. Sie hassen die Menschen und lauern darauf, einem Menschen etwas zu Leide zu thun.

Woher doch dieses? Laßt's euch erzählen!

Die Nixen, welche in diesen kleinen Gewässern haufen, sind die im Lande zurückgebliebenen Töchter des großen Seekönigs, dessen Reich sich in alter Zeit durch die nördliche Hälfte des jetzigen Königsberger Kreises ausdehnte. Nun kamen die Menschen auch an die Grenzen seines Gebiets herangezogen und von dem großen Gott und Herrn der Welt begünstigt, gewannen sie dem Wasser fort und fort Land ab. Schließlich ward der Seekönig von den Menschen derartig bedrängt, daß er verzweiflungsvoll sich gänzlich zu entfernen beschloß. Er gedachte, in seinen Untergang die Menschen mit hineinzureißen, indem er sie durch sein Fortgehen völlig

auf's Trockne setzte: dann würden sie verschmachten müssen. So wühlte und brach er sich über das Blachfeld hin einen Ausweg mitten durch die Werke und Anlagen der Menschen hindurch und stürzte in einer Gewitternacht bei dem Lager seiner Gegner, der späteren Stadt Königsberg, vorbei nach dem Schoße des großen Wassers, d. i. dem Oberthale, zu, suchte und fand sein Ende im unendlichen Meere.<sup>34)</sup>

Nun ist es ja eine alte Geschichte, daß wer zu hastig ist, immer allerlei vergißt. So erging es auch dem davon-eilenden Seekönige. Nur an sich und sein Enteilen denkend, ließ er seine in tiefem Schlummer liegenden Töchter, kleine Duellnymphen, daheim zurück. Das gab ein übles Erwachen für die armen Kleinen! Dieselben wurden nämlich aus süßen Träumen durch arges Getümmel aufgeschreckt. Solches rührte daher, daß die Menschen sowohl von dem großen Lager her als auch von allen andern Seiten in Massen herbeiströmten und nachdem sie sich in Verwünschungen über die Zerstörungen ergangen hatten, welche der Fluchtweg des Seekönigs über einen Teil ihrer Arbeiten und Werke gebracht, sofort ratschlagten, was sie mit dem wasserfreiwerdenden Neulande beginnen könnten.

„Wir dürfen vor allen Dingen nicht dulden, daß die kleinen noch an den tiefen Stellen stehen gebliebenen Wässerchen dem großen naheilen,“ hörten die kleinen Nymphen einen großen Mann mit ehrwürdigem Antlitz und grauem Haar zu den übrigen Menschen sagen. „Sonst,“ fuhr derselbe fort, „wird aus diesem Seeboden kein Fruchttacker, sondern auch hier wird das Land zu einem Geschiebe von Steinen und fliegendem Sande, wie solches bei Dürren = Selchow, Sternthal und Babin der Fall. Auf, legt Wehre und Schleusen an, daß ja der Abfluß des Wassers geregelt werde und



die Feuchtigkeit im Lande uns für den Bau der Äcker und Wiesen und für die Mühlenwerke Dienste leiste.“

Die kleinen Nixen, noch tief betrübt über ihres Vaters Verschwinden, vernahmen mit Entsetzen, wie die mitleidslosen Menschen sie nun gar noch in Dienstbarkeit zwingen wollten. Das erschien denn doch allen ein zu hartes Loos und schnell entschlossen gingen allesamt auf den Vorschlag der beiden ältesten und größten von ihnen, der Nymphen des Mantelschen und des Göllner Sees ein: sie wollten sich in schnellem Zusammenströmen vereinigen, und die Aufmerksamkeit der Menschen zerteilend und verringernd an zwei Stellen zu gleicher Zeit einen Durchbruch nach der von ihrem Vater auf seiner Flucht gebrochenen Rinne, der die Menschen den Namen Röhrike beigelegt hatten, versuchen. Hätten sie diese tiefe Rinne nur erst erreicht, dann dem Vater nach, sei es auch der Vernichtung zu; nur nicht in der Gewalt, in der Sklaverei der Menschen bleiben!

Die Nymphe vom Göllner See hatte sich bald zum Fluchtweg des Vaters, zur Röhrike, durchgewühlt. Doch da der Erdboden zwischen Blankensfelde und Wedel sehr voller großer Steine war, konnte sie keine tiefe Rinne für schnelles Entfliehen schaffen. Die Menschen bemerkten bald ihr und ihrer kleineren Schwestern Entrinnen und zwängten den Ausweg, den sie nicht mehr ganz verlegen konnten, gar eng zusammen. Noch übler erging es der Nymphe aus dem Manteler See und denjenigen Schwesternymphen, welche sich an diese geschlossen hatten. Diese geriethen in zähe Lehmhügel hinein und hätten die Röhrike-Rinne schwerlich erreicht, wenn nicht schließlich zu guter Letzt die befreundete Nixe des kleinen Sees bei Reichenfelde ihnen unter der Erde zu Hülfe gekommen wäre. Auch dieser Gewässer Abströmen zu hemmen,

wurde den für ihren Vorteil sehr aufmerksamen Menschen nicht schwer.

Umsonst zürnten die Nixen: die übermächtigen Menschen zwangen sie, nicht nur am Leben und im Lande zu bleiben, sie benutzen sogar noch ihre Kräfte zu allerhand Dienstleistungen. Mögen die Nixen in herber Verzweiflung und überströmender Wut reichlich Thränen vergießen, mögen solcher Thränen Wogen durch die engen Ufer hinrasen, so schnell es gehen mag, und über die Wehre brausen: das sind und bleiben nur Trauer- und Sehnsuchtsbotschaften, von den Töchtern dem Vater nachgesandt. Die Nymphen selbst müssen an ihren Quellstätten bleiben, die Macht und Kunst der Menschen hält sie fest im Gewahrsam. Unbekümmert um ihre Trauer lassen die Menschen sie das ganze Jahr hindurch weinen, so viel sie wollen. Sie wissen ja, je mehr die Nixen extra von dem ihnen zu Gebote stehenden Wasser aufwenden, je schärfer müssen dieselben hernach arbeiten und am schärfsten im Sommer. Denn das Nebellinnen, mittelst dessen die Nixen im Lande ringsum Feuchtigkeit erhalten, um wiederum aus dem Lande Wasser als Nahrung für sich selbst herbeizuholen, muß auf alle Fälle fertig sein. Sonst verstiegten die kleinen Tümpel und Teiche, deren jeder einer Nixe Wohnung gewährt, und allmählich ins Trockene geratend würde solch eine Nixe eines qualvollen Todes sterben. Hiervor hat die Nixe eine gerechtfertigte Scheu. Und so arbeitet sie denn für ihr bißchen Leben, spinnt und webt in einem fort am Nebellinnen, hält hiermit gleichzeitig die Wiesen, die Felder, die Bäume für die Menschen feucht. Und weint sie aus Verdruß und Todessehnsucht, wie gesagt, die rinnenden Thränen sogar müssen den Menschen dienen, ihnen Flöße tragen, Mühlen treiben und andres mehr am Man-

telfließ, Röhrkebach und manchem andern kleinen Binnfal leisten.

Zur Sommerzeit kann man im Mondenschein viele kleine Nixen in weißen Gewändern auf den Seen, Teichen und Tümpeln von Blankensfelde, Gölln, Nordhausen bis Manteln und Rehdorf hin sitzen und arbeiten sehen. Am deutlichsten zeigen sie sich dem, der spät abends einsam von Nordhausen nach Blankensfelde wandert. Sie spinnen dort mit Spindeln alter Art, welche wie Köpfe von weißen Mummeln anzusehen über die Oberfläche des Wassers hintanzen.

Wehe dem Menschen, der sich, neugierig zu sehen, was es da giebt, zur Seite wendet, wenn er das Schnalzen der Lippen hört, welches vernehmbar wird, wenn die Nymphen die Finger nehen, den Faden zu glätten.<sup>25)</sup> Solch einem einsamen, vom geraden Wege abbiegenden Menschenkinde schleudern die glolenden Spinnerinnen sofort die Spindeln um die Beine und ziehen dasselbe mittelst der langen Fäden sich zu Füßen in den Grund nieder, daß es, des warmen Lebens und der schaffenden Kraft beraubt, erkaltet bei ihnen, den Kalten, ruhe.

Sie üben kleinliche Rache und thun Einzelnen weh aus dem mächtigen Menschengeschlecht, welches anstatt der Wasser-geister jetzt auch diese Gegend beherrscht und im Großen und Ganzen bei ernster Arbeit und tüchtigem Fleiß ein behagliches Dasein hat, indes bei ihnen, den auf Dienst und harte Arbeit angewiesenen früheren Seekönigstöchtern, Mangel und Dürftigkeit eingekehrt ist.

Ihr bittres Grollen kann uns nicht so sehr Wunder nehmen. Drum hüten wir uns, unbedacht vom Wege ablenkend ihnen zu nahe, „ihnen in den Wurf“, wie die Rede-weise im Volke lautet, zu kommen!

---

## 7. Der Markgraf von Schwedt bei der Neuen-Mühle.

Nabe der Pommerschen Grenze steht am Wege nach der Königsberger Neuen Mühle eine prachtvolle Buchenallee. Dieselbe ist unter dem letzten Markgrafen von Schwedt gepflanzt worden; viele von den Bäumen hat der Markgraf höchsteigehändig gesetzt. Von Schwedt aus seine großen Forsten inspiciierend ist er in dieser Allee sehr gern spazieren gegangen.

Er besucht noch jetzt diesen seinen Lieblingsweg. Im Sommer zur Mittagszeit zwischen zwölf und ein Uhr kann man ihn dort bei hellem Sonnenschein zu sehen bekommen. Gravitätisch schreitet er einher. Er hat den Kopf mit dem Dreimaster etwas in den Nacken geworfen und drückt den Krückstock, den die Rechte in der Mitte gefaßt hält, von Zeit zu Zeit unter das Kinn.

Wer ihm begegnet, der mache schnell ehrerbietig Front. Dann nickt der hohe Herr einem freundlich zu und man bekommt alsbald von oben her aus den Baumkronen, so lange der Markgraf zu sehen ist, herrliche Musik zu hören. Denn oben, in Singvögel und Eichelhäzchen verwandelt, begleiten ihren unten einerschreitenden Herrn alle die früheren Sänger und Musiker des ehemaligen „heiteren Hofes von Schwedt.“

Wer unhöflich die Reverenz zu machen unterläßt, der hört über sich statt der Musik wüstes Schreien und häßliches Knarren und fühlt sich mit trockenen Zweigen, Buchenkernen und allerlei Unrat beworfen, indes der Markgraf, ohne den Unachtsamen eines Blickes zu würdigen, weiter schreitet.

Immer Ehre dem, dem Ehre gebühret!

---

### 8. Der buckelige Hirsch.

In den großen Waldungen, welche sich von Alt-Dieze-görkte ab nach Neumühl hinziehen, zeigt sich ein buckeliger Hirsch. Am häufigsten ist derselbe am Wege von Zöllin nach Stölpchen rechter Hand und bei „Zellmers Dieck“, einer feuchten Stelle an der Grenze der Feldmarken Zöllin und Gloschow, gesehen worden.

Kein Jäger mag diesem Tiere etwas thun. Legt wirklich ein Neuling auf der Jagd einmal auf den buckeligen Hirsch an, flugs bildet sich vor dem zielenden Auge anstatt des Hirsches die Gestalt eines Menschen mit dünnen Beinen, verwachsenen Schultern und braunem, feingeschnittenem Gesicht, aus welchem große wasserblaue Augen schwermütig klagend herausblicken.<sup>36)</sup> Dann setzt der Zielende gewiß ganz verwirrt und betroffen ab und der Hirsch geht langsam unbehelligt seines Weges.

Was ist's doch mit diesem buckeligen Hirsch?

Er ist ein verzauberter Heidenprinz! Als er noch ein kleines Kind war, ließ ihn die Wärterin überschlagen und infolgedessen bekam der kleine Prinz einen Buckel. Trotzdem sollte er das Königtum erben. Denn man merkte es ihm bereits in früher Jugend an, daß er durch Besonnenheit und Weisheit den Mangel an Körperkraft reichlich ersetzen würde.<sup>37)</sup>

Aber es drangen Feinde über die Oder in's Heidenland, welche den Heiden ihre Freiheit und ihren Glauben nehmen wollten. Der alte König fiel im Kampfe gegen dieselben, der Prinz und seine Mutter flohen in die Wälder, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Um den nachsetzenden feindlichen Reitern besser entgehen zu können, verwandelte

die Königin durch Zaubersprüche sich und ihren Sohn in Hirsche.

Da geschah das Unglück, daß die Königin, noch in Hirschgestalt, eines Abends bei der „Hirschtränke“ im Zölliner Walde von feindlichen Kriegern überrascht und durch einen Speerwurf getötet wurde, bevor sie über den schnell seitwärts forteilenden Sohn den Entzauberungsruf konnte laut werden lassen.

Nun muß der arme Prinz als Hirsch in dem früheren Königreiche seines Vaters umherstreifen. Hat er auch keine Not, braucht er auch den Tod nicht zu fürchten, es ist und bleibt doch ein Jammer mit ihm!

Das dauert so lange, sagen die Leute, „bis daß tausend Jahre um sein werden“; dann hat der Zauber seine Macht verloren!<sup>88)</sup>

Doch niemand weiß weiter zu sagen, was dann werden wird. Wird der Prinz wieder als Mensch auf Erden leben, wird er wieder zu Macht und Ehren kommen? Wird die alte, klägliche Hirschgestalt das Endschicksal alles Irdischen erfahren und in Staub zerfallen und die in Demut und Trübsal geläuterte Menschenseele von Gott zu Gnaden angenommen nach dem Himmel emporschweben?

---

## 9. Der große Stein bei Zöllin.

Oberst von Mörner, dessen auf dem Schlachtfelde von Zöllin erlöschende Augen noch die Morgenröthe der Brandenburgisch-Preussischen Siegesglorie schauen konnten, steht nicht nur bei unserm erhabenen Herrschergeschlecht und

in den Annalen unsres Heeres in ehrenvollem Andenken. Verborgnen vor der übrigen Welt hält ihn auch seine Heimat Zellin an der Oder hoch und wert.

Der gute alte Mörner ist dem Volke, welches in ganz besonderem Sinne ihm zugehörte, unvergessen, um so mehr, als es nach ihm leider keinen solchen Herrn mehr an Ort und Stelle gab. Ob auch sein Leib nicht bei den andern Mörners in der Familiengruft zu Clossow ruht und nur ein altes Bild in der Kirche zu Zellin seine Züge der Nachwelt aufbewahrt hat: er ist unter seinen Neumärkern geblieben, sie kennen ihn noch immer ganz genau, wiewohl seinen und der Zelliner Mörners Namen kein Lied, kein im Volke gelesenes Buch meldet. Zwar besuchte einer seiner Nachkommen, der Königlich Preussische Staats = Archivat von Mörner in Berlin, kurz vor dem eigenen Ende noch im Jahre 1861 die Stätten, an welchen seine Väter als Vasallen des Landesherrn vordem gewelt, und schied von denselben mit dem festen Entschluß, eine Geschichte des Geschlechts zu veröffentlichen. Der Tod nahm demselben die Feder aus der so schreibenskundigen Hand!

So ist's bisher beim Alten geblieben, daß von dem edlen Obersten in seiner Heimat nur das alte Wort Geltung hat: „Wo Menschen schweigen, reden die Steine!“

Ein Stein soll uns denn etwas von dem alten Obersten von Mörner erzählen.

Oberst von Mörner auf Zellin hatte zu seiner großen Freude eines Tages entdeckt, daß er von einem sehr großen Feldsteine aus, welcher nahe der Oberschäferei — jetzt zwischen Schützenhaus und Ziegelei — am Bärwalder Wege lag, sein ganzes weites Besitztum überblicken konnte. Ausgenommen von solchem Rundblick war natürlich der Wald, welcher eine

Strecke weiter nördlich die Feldmark begrenzte. Seit der Zeit ging er niemals an diesem Steine vorbei, ohne hinaufzusteigen und seine Augen weithin über die Felder der Hochebene von Zöllin sowohl wie über die Thalsenkung der Oder schweifen zu lassen.

Als er im besten Mannesalter bei Zehrbellin den Heldentod erlitten, ließ ihn der Große Kurfürst nach Berlin bringen und veranstaltete ihm ein prachtvollcs Ehrenbegräbniß. Seine Familie mußte sich begnügen, das Bildniß des Helden im Harnisch für die Kirche zu Zöllin zu stiften, woselbst es noch heutigen Tages über dem Amtschore hängt. Das Volk von Zöllin aber zog aus eigenem Antriebe zum großen Stein und hielt dort Totenfeier für seinen Herrn, den es im Leben dort oft hatte stehen sehen.

Einmal und noch einmal am Tage von Zehrbellin ward mit Bewilligung der Herren von Mörner, welche sich gern selbst daran beteiligten, solcher Zug zum großen Stein am Tage von Zehrbellin wiederholt. Und so fand sich von selbst, daß nicht bloß die Einwohner der Herrschaften und Orte Zöllin und Glosow den Zehrbellinstag und das Andenken ihres als Helden fürs Vaterland gefallenen Herrn feierten. Es ward der Tag ein Gedenk- und Freudenfest für die ganze Neumark. Mag immerhin sein, daß die große Bedeutung des fast an derselben Stelle in der Pfingstzeit stattfindenden Zölliner Schützenfestes, welches wie kein andres Fest der Gegend von weit und breit her Gäste anzieht, noch ein Nachklang und Erbstück jener alten Volksfeste ist.

Sonntagskinder wollten den alten Herrn bei diesem Feste auf dem Steine stehend wahrgenommen haben und ab und zu erzählte einer, nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung: der alte Oberst habe ihm gnädig zugewinkt und habe wie



segnend seine Hände über das in vaterländischer Treue und Begeisterung um den Stein versammelte Volk ausgebreitet.

Das währte so seine funfzig Jahre lang. Dann ward es plötzlich anders, sowohl mit den Mörnern wie mit den Volksfesten. Noch einmal erschien da der alte Oberst, doch nicht zu segnen, sondern zu schrecken. Und dem er sich so zeigte, das war sein Enkel!

Im dritten Geschlecht nach dem Obersten kam ein Herr von Mörner zur Herrschaft, der war kein Held, wie der Alte, sondern ein Weichling und ein Thunichtgut. Adel und Volk verachtete und verabscheute ihn und höhnisch nannte man ihn den „schlappen Mörner“.

Dieser Erbe des Namens und der Güter derer von Mörner benutzte in den ersten Jahren seiner Herrschaft die Festzüge am Fehrbelliner Tage als bequeme Gelegenheit, hübsche Mädchen auszukundschaften, denen er dann nachstellte und die er, wenn ihm gelang, sie zu rauben, nach seinem „Monplaisir“, einem neuerbauten Hause bei der Oberschäferei, bringen ließ. Dort im „Montplaisir“ brachte er die meiste Zeit in schlechter Gesellschaft mit Schwelgen zu.

Die Zelliner mochten den wüsten und harten Schlemmer sehr bald nicht mehr leiden, und in der allgemeinen Unzufriedenheit ging die Lust, das alte Fehrbellin-Fest zu feiern, verloren. Das Hinausziehen zum großen Stein hörte auf.

Inzwischen war der siebenjährige Krieg ausgebrochen. Was ein wackerer Edelmann in den Marken und in Pommern war, der eilte selbst oder schickte seine Söhne zu des großen Königs Fahnen. Wer nicht mehr selbst ins Feld ziehen konnte, der gab, was er nur zu leisten vermochte, an Leuten, Pferden, Korn und Geld zu des Königs Händen.

Nur der schlappe Mörner saß nach wie vor unter seinen

Dirnen und Zechgenossen, ja er war so niedrig gesonnen, daß er sich nicht einmal bei den Geldsammlungen der Landstände betheiligen wollte. Auch das erste Unglück in dem großen Kriege, daß König Friedrich die Schlacht bei Kollin an demselben Tage verlor, wo das gesamte preussische Heer so gern die erste Wiederkehr des Fehrbelliner Tages in diesem Kriege durch einen Sieg gefeiert hätte, mahnte den Enkel des Helden von Fehrbellin nicht an seine Schuldigkeit.

Der Tag von Fehrbellin kehrte im Jahre 1758 zum zweiten Male wieder, und statt bei Stralsund die lustigen Ritte gegen die Schweden mitzumachen, wanderte Mörner nach seiner leidigen Gewohnheit vom Schlosse Zöllin nach seinem Monplaisir.

Da sieht er mit einem Male den alten Obersten in voller Rüstung mit gezücktem Schwerte auf dem großen Stein vor sich stehen und hört, wie ihn derselbe andonnert:

„Der Feind ist da! Die andern alle kamen.  
Wozu, du Bube, trägst du unsern Namen?  
Bald steht der Kurfürst, König Friedrich, hier:  
Du aber, Laufesjunge, man heidi!

Nach diesen Worten war die Erscheinung wieder verschwunden.

So sehr Mörner erschraf, dennoch schlug er die Warnung, welche der Geist seines Vorfahren ihm zukommen ließ, in den Wind und trieb es, sich zu betäuben, in den nächstfolgenden Tagen ärger als zuvor. Dazu redete er sich ein: König Friedrich weilt ja fern in Mähren und bis hierher werden ihn die Oesterreicher ja wohl nicht treiben. Er wußte nicht, daß das Andringen der Russen gegen Küstrin den König herbeiziehen würde.

Da kamen zu seinem nicht geringen Schrecken eines Tags

Kürassiere von Güstebiese her bei der Schäferei vorbeigesprengt und bald hinter deren Zuge kommt König Friedrich selbst an der Spitze eines großen Heeres geritten. Mörner, nunmehr doch von Scham ergriffen, muß hinter den Fenstern von Monplaisir zusehen, wie der König auf den großen Stein zureitet und denselben besteigt. Seidlich nämlich, welcher als Page des lustigen Markgrafen von Schwedt<sup>39)</sup> manch liebes Mal die Oder entlang gen Küstrin geritten war und dem Ort Zöllin wegen der vielen dort befindlichen Windmühlen,<sup>40)</sup> durch deren Flügel er in saufendem Galopp zu sprengen liebte, besonders gewogen war, hatte dem Könige den großen Mörnerstein gezeigt. Dem Könige war sofort klar, daß er viel Zeit gewann, wenn er nicht erst bis zum Galgenberge oder gar bis an den Abhang zur Oder zu reiten brauchte. Er bestieg daher eilig den großen Stein und recognoscierte nach Küstrin hin. Dann befahl er den Vormarsch des Heeres auf Quartschen zu und eilte selbst nach Glosow.

Noch wird in geziemender Pietät in dem Dorfsfruge zu Glosow der Schemel verwahrt, auf welchem der große König nach dem scharfen Ritte rastete. Inzwischen kam Mörner zitternd zu einigen Officieren geschlichen und bat, sie möchten ihm die Gnade beim Könige erwirken, daß derselbe von dem Schlosse seines Vasallen Gebrauch mache. Der König aber ließ kurz abweisend hinausagen: „Jetzt ist Krieg, und da ist für mich und meine Leute eine Schenke, in welcher Brod und Bier zu haben, genügend. Alles andre wird sich nach dem Friedensschlusse finden. Das Land, welches ich von dem großen Stein aus gesehen habe, hat mir gefallen, das muß ich in guten Händen wissen.“

In der nächstfolgenden Nacht lag Mörner schlaflos auf seinem Lager, als plötzlich beim Schlage zwölf der alte

Oberst klirrenden Schrittes an dasselbe herantrat. Dreimal stampfte derselbe mit der Scheide auf den Boden, riß das Schwert heraus und, dasselbe blitzenden Auges nach Küstrin zu schwingend, entchwand der Geist des Gewaltigen im Flammenscheine nach dieser Richtung.

Wohl merkte Mörner, was solche neue Erscheinung seines Ahnherrn zu bedeuten habe. Daß dieses nämlich ein Gotteszeichen für ihn besonders sein sollte, wie alle die Geister der Helden, welche jemals für einen der Hohenzollern das Schwert gezogen, in Zeiten der Gefahr von oben her die Kriegerschaaren der Preußenherrscher begleiten und daß dieselben zu Schutz und Schirm der geheiligten Person des Trägers der Hohenzollernkrone unsichtbare Wacht halten, in deren demantner Obhut derselbe unversehrt bleiben muß.<sup>41)</sup>

Es ist ein stiller Stolz für die Söhne der Mark Brandenburg, viele der Ihrigen auf dieser geheimen Königswacht stehen zu wissen. Und im Lande Brandenburg gilt es jedem Lebenden als besonders heilige Pflicht, in schweren Zeiten fest, wie keiner sonst aus den andern Landschaften es fertig bekommt, zum Könige, der das Werk der Kurfürsten von Brandenburg glorreich weiter geführt, zu stehen, damit ihn „da drüben“ die alten Getreuen nicht abweisen, sondern zu sich annehmen.

Ja, wäre nur Mörner nicht der „schlappe Mörner“ gewesen! Dann wäre er dem Winke des Ahnherrn folgend noch schnell im Panzer aufs Roß gesprungen und zum Seidlich geeilt. Drei Tage lang war's noch Zeit! Dann, das war gewiß, gab's einen Strauß, wie ein gleicher auf märkischem Boden noch nicht gehalten war, dann wahrlich

„galt es Korn,

Als ob's im Namen läge, so nahm man's da aufs Korn!“

Seidlich hätte bei solcher Lage gewiß nicht viel gefragt und gesäumt und hätte den Mörner gern mit seinen Panzerreitern einen Ritt machen lassen, bei welchem Mörner im Getümmel durch einen ruhmvollen Tod die Schmach eines ehrlosen Lebens tilgen und den Mörner-Namen in Ehren erhalten konnte.

Allein der feige Weichling blieb zu Hause!

Der Friede von Hubertsburg war geschlossen. König Friedrich der Große war nach Berlin und Potsdam zurückgekehrt. Mörner in Zellin übertäubt seine immer steigende Angst, was nun mit ihm geschehen werde, durch immer ärgeres Sündenleben. Doch der Zorn des Königs traf den unwürdigen Vasallen nicht mehr.

Am 18. Juni, dem Fehrbelliner Gedenktage, des Jahres 1763 fanden ihn des Weges nach Bärwalde kommende Leute mit gebrochenem Genick am großen Steine liegend. Solches Begebnis sprach deutlich genug für sich selbst: wer anders als der strafende Geist des alten Obersten konnte den Entarteten niedergeschmettert haben! Man trug ihn nach Monplaisir auf der Schäferei und wollte einen Wagen von Clossow holen, die Leiche dort in der Familiengruft beizusetzen. Doch als die Leute mit dem Wagen ankamen, war der Leichnam verschwunden und nur ein schauderhafter Geruch, wie wenn ein Ziegenbock dort gehaust hätte, erfüllte das Zimmer. Als sie solches wahrnahmen, flüsterten sich die Leute zu: „der braucht keinen Wagen und kein Grab, mit dem ist der Teufel kurz abgefahren.“ Dann kehrten sie ernst in sich gekehrt nach Hause zurück.

Bald darauf trafen, von der Kammer aus Küstrin gesandt, königliche Beamte in Zellin und in Clossow ein, welche diese Güter für verfallene Lehen erklärten.<sup>41a)</sup> Dieselben wurden

eingezogen und fortan, wie noch jetzt geschieht, als Königliche Domänen verwaltet. Die Erbsprüche, welche Anverwandte aus dem von Mörnerschen Geschlecht zu erheben versuchten, erzielten für dieselben so gut wie keinen Erfolg.

### 10. Mörner aus der Hölle.

Der Teufel mußte auf Gottes Befehl eine ganz furchtbare und einzigartige Strafe über den schlappen Mörner verhängen: Zwei glühende Kugeln, welche hin- und herrollen, <sup>42)</sup> wurden ihm in den Leib gesetzt und machen ihm unablässig Pein und Unruhe.

Doch ist ihm in Aussicht gestellt, daß er von dieser Extraqual los sein soll, wenn es ihm gelingt, dem Teufel entweder einen richtigen Braten oder eine gute Fliege als Ersatz zu liefern.

Nach einem Braten ist er alle Sommer von Bartolomäi bis Michaelis auf der Jagd. Er stellt das in folgender Weise an:

So lange er noch auf Erden lebte, pflegte er von Monplaisir aus alle seine Jagden zu beginnen, sowohl die Hezjagden nach der Ober zu wie die Bürschjagden im Walde, auch die von ihm beliebten Mädchenjagden. Auf diese Auszugsstelle zur Jagd ist sein verdammter Geist gebannt und läßt sich in Gestalt eines schwarzen Bocks bei hellem Sonnenschein zwischen Bartolomäi und Michaelis mittags zwölf bis ein Uhr sehen. Er lauert, ob zu dieser Zeit ein „Grüner, der eben hinter den Ohren trocken geworden ist“ (soll heißen: ein junger Mann zwischen vierzehn und einundzwanzig Jahren),

nach Bärwalde zuwandert. An den will er sich von der Schäferei ab (jetzigen Biegelei) bis zur Waldgrenze machen.

Kommt so einer des Weges, so schnüffelt er, ob derselbe noch „ganz grün“ d. i. noch ganz harmlos in seinen Gedanken ist. Spürt er das, so dreht er gleich um und verschwindet. Nur einmal am Tage nämlich und nur an einem jedes Tages darf er seine Kunst probieren, auch wen er einmal „angekriegt“, den nicht wieder bedrängen.

Wittert er aber, daß ein des Weges gehender Bursche bereits „Fisematenten im Kopfe hat“, so begrüßt er ihn, mit dem Kopfe nickend, daß der Bart nur so wackelt, und mit den Hinterbeinen fortwährend zuckend und strampfend mit der Anrede:

„Bumster, bumster Fidibus:  
Wieviel Hörner hat der Bock.“<sup>43)</sup>

Um dieser Worte willen trägt er den Namen „Bumsterbock“. Der Angeredete muß antworten:

„Hast du eins geraten,  
So sind mir zwei gebraten.“

Nun geht ein Wettfragen und Wettzählen los. Der Bock möchte den neben ihm schreitenden Jüngling gern zum Stottern, in Verwirrung, zum Stillestehen oder Stolpern und Hinfallen bringen, damit er bis „Hundert“ gezählt hätte, ehe der Wald erreicht ist. Im Walde nämlich, wo die Fichtenzweige wagerecht von den Stämmen abstehen und natürliche Kreuze bilden, hat er keine Macht und muß seines Weges gehen zurück zur Hölle.

Überzählte er ja einen, so könnte er demselben mit den Hörnern das Herz ausstoßen und ihn dem Teufel als Braten zur Hölle tragen. Dafür würde ihm dieser die glühenden Augen abnehmen.

Noch hat er keinen getroffen, der bis an die Hundert gelangt ist, muß also noch immer unten in Blut und Qual und oben auf der Lauer stehen. Es möchte auch wohl schwer sein, daß er einen jungen Menschen fände, der es im Leichtsinne und bösen Tücken weiter zu bringen geneigt wäre, als es bei ihm und seinem Treiben in jungen Jahre der Fall war.

Den Fliegenfang darf er nur alle dreißig Jahre versuchen. Sind je dreißig Jahre herum, so stellt er es dergestalt an.

Wenn das erste Heu von den Oderwiesen nach der Oberschäferei gebracht wird, geht's immer sehr lustig her. Ein Inspector ist gewöhnlich nicht dabei, der Meier oder der erste Knecht führt da eine Weile das Kommando. Die Knechte singen, die Mädchen juchen, ab und zu kriechen ein Paar, als wäre wer weiß was los, kurz, Jubel und Scherzen oben und unten.

Da plötzlich Schlag zwölf Uhr kommt ein alter Kaleschwagen angejagt. Vorn sitzt ein dunkler, bärtiger Kutscher mit stechenden Augen, auf dem Hinteritz rückt ein Herr mit grauem Gesicht, welches wie verschwitzt oder verweint aussieht, hin und her.

Der Kutscher ist der Teufel, der Herr der schlappe Mörner. Die Kacker's wissen, wie leicht es in der ersten Hitze etwas zu fangen giebt.

Die Mädchen im Heu sehen verwundert auf das eigenartige Fuhrwerk, besonders wenn sie mit einem Male die Frage zu hören bekommen:

„Ich komme aus der neuen Welt und will mir eine suchen. Nun, welche hat Lust?“

Manche ganz junge möchte wohl zum Wagen treten, um, wie sie denkt, als Herrin nach einem Schloß mitgenommen



zu werden. Denn, geht's ihr durch den Sinn, sollte das einer aus der neuen Welt, d. i. aus Amerika, sein, wo die Frauen knapp sind? So einer muß es sein, der da hält, mit dem schwarzen Diener und mit dem grauen Gesicht, das ist von dem Tabakskauen so grau und faltig geworden. Sollte er gar ein Zelliner Kind sein, hat einstmal's in „der neuen Welt von Zellin“, d. i. den Häusern unten am Berge links, gewohnt, in der Fremde sein Glück gemacht, aber eine Frau will er sich von Hause holen?

Zum Glück ist immer einer oder es sind einige schon ältere da, welche wissen, aus welcherlei neuen Welt jene beiden herkommen; daß sie nämlich aus der anderen Welt, von welcher keiner auf natürliche Weise nach dieser Welt wiederkehrt, in Folge bösen Verhängnisses „herbeigefutscht“ sind. Und schnell geht von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr die Warnung:

„Ne, ne! det is de schlappe Mörner. Sehn ji ju jo vör!“

In den funfziger Jahren war es nahe daran, da wollte schon so eine dumme Trine zu ihm auf den Wagen steigen, nachdem er ihr versprochen, mit ihr erst noch „bei Muttern“ nach Zellin hinzufahren. Indem sie den linken Fuß auf den Wagentritt hebt, sieht sie zu ihrem Glück, daß Herr und Kutscher die Augen ungewöhnlich weit aufreißen und wie dem Kutscher aus dem großen Maule eine Flammenzunge durch die Zähne herausschlägt. Noch hat sie den Fuß frei erhoben in der Luft, den Wagentritt nicht berührt. Das war ihre Rettung. Mit gellendem Angstschrei stürzt sie wie tot rücklings zur Erde nieder, die andern Mädchen im Heu schreien aus Leibeskräften „Herr Je, Herr Je!“ Die Knechte werfen Heugabeln, Harken und was sie sonst zur Hand bekamen, nach dem Teufelswagen. Der Meier aber thut das

beste, er breitet beide Arme aus, daß er mit seinem Körper die Gestalt eines Kreuzes bildet, rennt eiligst hin und springt zwischen das Mädchen am Boden und den Wagen mit den beider höllischen Gefellen.

Fort raffelt das Fuhrwerk in einer Wolke von Dampf und Staub. Doch sieht man deutlich, wie es beim großen Stein verschwindet, versinkt.

Was das für einen furchtbaren Schreck gab? Wer's mit erlebt hat, vergißt's so leicht nicht wieder!

## 11. Die weißen Mönche.

Der Flecken Bessin a. d. Oder ist in seiner jetzigen Gestaltung eine Gründung Albrechts des Bären. Zwar der Rieß längs der Oder bestand schon in der Heidenzeit und blieben daselbst wendische Fischer und Schiffer ungestört wohnen. Doch denselben zu Häupten errichtete der Markgraf nach seiner Weise eine Ansiedlung.

Zunächst stiftete er eine Herrschaft, das Amt. Er that dieses Amt unter die Hand eines Ritters, welcher in seinem Namen zu regieren hatte. Zum Unterhalt desselben bestimmte er die Wiesen und Weiden, welche sich längs der Oder hinzogen und alle Äcker an der Lehne des Berges, soweit das Auge reichte.

So war's noch lange, bis in die Mörner-Zeit hinein. Erst die Kanalbauten König Friedrichs des Großen beim Oderstrom und Oderbruch führten eine neue Ordnung der Ländereien und Verhältnisse ein. Doch noch immer sind die Feld- und Wiesenflächen an den Bergabhängen und längs des Oberlaufes die Hauptbestandteile der jetzigen Domäne.

Ein Erbstück der ursprünglichen Wiesen- und Weidewirtschaft ist auch der anhaltend prachtvolle Viehbestand eben dieses Landgutes.

Der eigentliche Ackerbau auf dem Rodelande, d. i. auf der wald- und buschbedeckten Hochebene, kam zunächst, wie fast allenthalben in den Marken der Fall, in die Hände der Kirche.

Auch in Zellin ließen sich die arbeitsamen weißen Mönche, die Cistercienser, nieder. Und um ihr Kloster herum sammelten sich „Neusiedler aus dem Reich“, welche nach und nach den „Ort“ errichteten. Unter Leitung der tüchtigen und fleißigen Mönche dehnten dieselben ihre Felder immer weiter nach Osten und Norden über die Hochebene in den Wald hinein aus. Viele arbeiteten im unmittelbaren Dienste des Klosters, viele erlangten durch Dienste sowie durch Stiftungen und Spenden eigenen kleinen Besitz.

Wie nun bei regem Fleiß alles gut gedieh und vorwärts ging, da wollten sich die Mönche auch einmal etwas gönnen. Sie hatten den einen langsam ansteigenden Bergabhang, welcher der Morgensonne zugekehrt ist, sorgfältig abgerodet und geebnet und schönen Lehmboden daselbst gefunden.

„Hier läßt sich wohl gar Wein bauen,“ meinte einer aus dem Convent. Und nach kurzer Beratung entschieden die Brüder sich für Weinbau auf diesem von Gott selbst, wie es schien, dafür bestimmten, neuerworbenen Gebiete.<sup>44)</sup> Allein, der Wein mißriet das erste Jahr, das zweite und auch das dritte Jahr. Da meinten einige, es sei für Weinbau die Gegend doch wohl nicht geeignet, die Luft sei zu rauh und die Stürme zu heftig. Der Prior aber, nachdem er eine Nacht im Gebete zugebracht, gab seine Meinung noch anders ab.

„Brüder,“ sprach er, „wir haben uns schwer vergangen, Gott sei gelobt, bisher nur in Gedanken. Wir wären fast von des Ordens Regel gewichen, die uns in erster Linie Armut und Genügsamkeit vorschreibt. Unser Sinn aber stand danach, den Wein nicht bloß zu bauen, sondern ihn auch zu genießen. Wie leicht hätten wir können in Noahs Sünde mit einem bequemen Wohlleben geraten! Wohl an nun, Brüder: wir haben ja, was wir erarbeiten, zum Wohle der Gläubigen anzuwenden. Laßt uns, unsre Sünde zu büßen und zu sühnen, einmal etwas ganz Außerordentliches thun. Seht, bisher haben wir immer nur die Genossen unsres Volkes, welche, schon dem Christenglauben zugethan, aus dem Reiche kamen, mit Land und Arbeit versorgt. Aber für die Heiden, die Wenden, haben weder wir noch der Markgraf bisher etwas gethan. Auf, laßt uns die ersten im Lande sein, welche die Wenden lehren, das unruhige und unsichre Gewerbe der Schiffahrt und des Fischens gegen das ruhige und sichere des Ackerbaues zu vertauschen. Gott selbst hat uns durch das Zeichen dreimaligen Mißratens den Anbau des Weines für unser Kloster auf dem neuen Bergfelde verboten. Nehmen wir dieses Feld, teilen es in zwölf Teile und siedeln dort die ersten zwölf Heiden, welche sich von uns für den Christenglauben gewinnen und auf die Namen der zwölf Apostel taufen lassen, als zu uns gehörige Leute an.“

Gehorsam dieser Rede gingen sofort zwölf weiße Brüder an das Werk. Und bald führte jeder dem Prior einen zum wahren Glauben bekehrten Heiden zu. Der Prior taufte dieselben, schenkte ihnen zwölf Häuser unten am Berge und jedem hinter dem Hause den Berg aufwärts ein schönes Ackerstück. Jeder dieser bekehrten Heiden wurde zu kleinen Dienstleistungen an das Kloster verpflichtet. Daher und weil ihr

Besitz eigentlich Klostergut war, erhielten diese Zwölf den Namen „Kirchencensiten“, und das Bergfeld den Namen „Gottesberg“.

Diese ganz neuartige Ansiedlung gedieh vortrefflich und gab weit in die Lande des Markgrafen hinein ein leuchtendes Zeugnis sowohl von dem hochherzigen Sinn der weißen Mönche und von ihrem ächt christlichen Walten wie von der Tüchtigkeit der Wenden, sobald diese nur in liebevoller Weise zur Kirche und zur Arbeit herangezogen und gebildet wurden. Die weißen Mönche von Zöllin standen so recht eigentlich als die Träger des Segens und der Versöhnung in diesem Lande da, wo sich sonst so viel Unfriede zwischen den alten Einwohnern und den Neuankommenden zu aller Schaden von Geschlecht zu Geschlecht hinzog.

Immer am Neujahrstage zog der Prior von Zöllin aus der Klosterkirche mit dem großen weißen Kreuze zum Gottesberge, denselben zu segnen. Er trat erst am oberen Rande in die Mitte und schwenkte das Kreuz nach rechts und nach links. (Dort, wo später „Berings Gang“ ausmündete und der Mittelsteig abwärts führt.) Dann zogen die Gläubigen in feierlicher Procession alle vier Seiten des Feldes entlang.

Jetzt sind andre Zeiten. Die Kirchencensiten und ihre Grundstücke bestehen zwar noch. Das Kloster ist verschwunden. Die Feldstücke des Klosters, soweit dieselben nicht an selbstständige Besitzer gelangt sind, kamen an das Amt, vielleicht zur Reformationszeit, vielleicht als Ersatz für die nach der Oberregulierung jenseits der „Neuen Oder“ anderweitig verwendeten Ländereien. Bestimmtes hierüber ist nirgends zu ermitteln.

Was aber nicht geschwunden, ist das Andenken an die wackeren weißen Mönche und ihr fürsorglich treues Walten

zu Heil den Christen aus dem Reich wie aus den Wenden. Und daß die weißen Mönche mit ihrem Segen dem Orte gleichfalls treu geblieben, wissen die Zelliner sehr wohl. Wer Augen dafür hat und zur rechten Zeit auf dem Platze ist, kann dieselben sogar zu sehen bekommen.

In der Sylvesternacht nämlich zur zwölften Stunde ertönt leises Glockenläuten auf dem Turm der Zelliner Kirche. Beim letzte Schläge öffnet sich der Fußboden der Kirche dicht vor dem Altar und aus der Gruft steigen erst der Prior mit dem großen Kreuz in der Hand, dann zwölf Mönche. Es sind die Stifter des Gottesberges. Sie haben die Kapuzen so hoch gezogen, daß man glauben könnte, die großen weißen Gestalten hätten gar keine Köpfe auf den Schultern. Während der Prior die heilige Messe hält, knieen die zwölf Mönche vor dem Altare. Dann öffnet sich die Kirchthür in der Südwand und die dreizehn schreiten hinaus. Draußen erwartet sie auf dem Kirchhose eine dicht gedrängt stehende Menge, alle in weißen Gewändern. Theils sind es ehemalige Mönche; diese tragen weiße Kapuzen. Theils sind es ehemalige Kirchencensiten. Diese sind baarhäuptig, als Wenden leicht kenntlich an den storren roten Haaren und zahlreichen Sommersprossen.

Unter leisem Gesang von Psalmen und des Kyrie eleison folgt die ganze Schaar dem Prior, der erst von oben her mit dem Kreuz den Gottesberg in der alten Weise segnet und dann die Procession um alle vier Seiten desselben führt. Um ein Uhr verschwinden alle Gestalten um und in der Kirche.

Der Gottesberg aber hat seinen Segen wieder für's neue Jahr. Mag sonst Frost, Hagel, Dürre oder was es sonst sei, anderes Feld verderben, der Gottesberg, der so

schön da liegt im Morgensonnenschein, hat immer sicheren Ertrag.

## 12. Der alte Knoblach und die Pferde.

Nirgends in der Welt werden Pferde so gut gehalten, als in Zellin. Dafür sorgt der alte Pastor Knoblach. Der war ein ganz besondrer Pferdefreund. Woher's ihm gekommen, ja daß weiß keiner zu sagen.

Wo etwa ein Mann seinem Pferde Hafer entziehen wollte, flugs war er da, faßte denselben am Ohrläppchen und sagte bloß: „Schlingel, Schlingel!“ Der ließ sein Tier gewiß nie wieder darben.

Wenn einer seine Pferde zu übermäßiger Eile und sonstiger allzu großer Anstrengung treiben wollte: wupp, hielt Papa Knoblach, der außer seiner Dienstzeit fast beständig zu Pferde saß, daneben. Au jei! Wie fuchtelte er jenem mit der Reitpeitsche auf dem Rücken umher und betete ihm den Spruch vor:

„Der Gerechte erbarmet sich seines Viehs;

Aber das Herz des Ungerechten ist unbarmherzig!“

Alein Papa Knoblach duldete andrerseits auch nicht, daß Knechte Hafer oder sonstiges Korn stehlen, um, wie sie sagen, etwas für ihre Pferde zu haben, was die Herren meist stillschweigend durchgehen lassen. Papa Knoblach hielt an der Ansicht fest:

„Übermut: übler Mut!

Sticht der Hafer, thut's nicht gut!“

Kopfschüttelnd mit fürchterlichem Drohen, aber mäusehenstill, stand er mit einem Male vor so einem Jungen, der heimlich auf den Kornboden geschlichen war.

Man hatte ihn doch kurz vorher zum Ort hinausreiten oder in der Reitbahn, dem späteren großen Garten, umherjagen sehen: und da stand er mit einem Male da!

In der Zucht, welche er bei Lebzeiten geübt, wirkt er in Zellin noch immer heilsam fort. Unzählige, welche mit Pferden nicht ordentlich umgingen, oder zum Kornstehlen schlichen, haben die hagere schwarze Gestalt in den hohen Reiterstiefeln plötzlich gesehen und sind entsetzt zusammengefahren.

Daher kommt es, daß es in Zellin keine Pferdeschinderei giebt und daß dort wie nirgends in der Welt in allem, was Pferde angeht, jede nur denkbare Ordnung und Regelmäßigkeit herrscht.

### 13. Die Ankunft der Moränen.

Ein König von Schweden hatte viel unschuldiges Blut vergossen. Zur Strafe dafür ward über ihn von Gott ein Ekel an allem Fleisch verhängt. Doch von Korn und Gemüse allein leben, ist im kalten Schweden nicht möglich. So geriet denn der König in große Angst, er würde langsam an Abzehrung sterben. Und doch wollte er gar nicht gern ans Sterben und an die letzte Verantwortung denken.

Da, als keiner seiner Räte mehr etwas vorzubringen wußte, meldete sich ein fremder, schwarzgekleideter, lahmer Mann, welcher versicherte, er könne Sorge tragen, daß es bei dem Schwedenkönige mit dem Sterben und allem Verdruß gute Wege habe.

Zum Könige befohlen, erzählte der Fremde: „Ich bin aus dem Lande Italia herzugereist. Daselbst und in den



übrigen Ländern am Mittelmeere kenne ich viele Menschen, welche niemals Fleisch vierfüßiger Tiere essen, sondern sich außer der Pflanzenkost mit dem Genuß von Fischen und anderem Seegetier begnügen. Und alle befinden sich bei solcher Nahrung sehr wohl. Seht mich selbst an," fuhr er lächelnd fort. „Ich gehöre zu den Priestern der alten Kirche, welche allesamt namentlich in den Fastenwochen und Fastentagen kein Fleisch zwischen die Zähne bekommen. Ich war lange Zeit Pater Küchenmeister in einem Kloster zu Rom. Doch theils infolge dieses heißen Amtes, theils weil ich notgedrungen zu meiner Erfrischung vor der Glut des Klosterherdes viel kühlen Wein aus dem Klosterkeller trinken mußte, wurde mein Blut zu heißig. Und ich mußte dem Gebote des Pater Medicus Folge leisten, mich alles geistigen Getränkes und alles geistigen Wesens zu enthalten und in kühler Luft Genesung zu suchen. So bin ich denn nach Schweden gereist und bitte um gnädige Gewähr, hier im Lande wohnen zu dürfen. Zwar weiß ich, daß mir nicht gestattet werden kann nach dem Gesetze des Königreichs, meines Glaubens in der römischen Weise zu pflegen. Aber ich habe ja auch das strenge Gebot des Pater Medicus, mich alles geistigen Wesens für eine Weile zu enthalten. Ich will ganz still und ruhig für mich leben, will niemand zur Last fallen. Und vermag ich mich damit dankbar zu zeigen, daß ich des Königs Leute lehren kann, nach der Klöster Weise Fische schmackhaft zu bereiten, so soll es mir hohe Freude sein, dem Könige und dem Volke dieses Landes damit zu dienen, daß ich ihnen Wohlgefallen, nach unsrer Weise zu leben, zu bereiten vermochte. Gabe gegen Gabe," schloß der Fremde seine Rede. „Eures Landes Himmelstühle schenke meinem heißen Blute die nötige Ruhe wieder. Und meine Kunst verschaffe dem Herrn Könige,

der für dieses Landes Wohl zu sinnen und zu sorgen hat, wieder Geschmack am Leben und Dasein. Zudem wird es mir leicht sein, recht viele Abwechslung in den Fischspeisen und Seetiergerichten eintreten zu lassen. Meine Ordensbrüder am Mittelmeer sollen mich unablässig mit etwas Neuem versehen zu schönerer Ausstattung der Königstafel, als mit den Schätzen des Nordmeeres allein möglich ist.“

Dem Schwedenkönige gefiel der Mann und seine Rede sehr. Er gebot, gleich am nächsten Tage ein Probegericht zu bereiten. Und wirklich stellte der Fremde in der Schloßküche aus Nordmeerfischen, denen er allerhand den Schweden völlig unbekannte Zuthaten, welche er aus seinem Reisekoffer langte, beifügte, ein köstliches Essen her, welches beim Könige und bei allen Hofleuten ungetheilten Beifall fand. Ohne weiteres gab ihm der König Vollmacht, weiter für seine Tafel zu sorgen; sagte auch ja, als der Fremde ihm wie tröstend versicherte: „Gieb deines Herzens Verlangen, deiner Seele Sehnen nur ganz in meine Hand!“

Das war sehr unüberlegt. Denn niemand anders war der Fremde, als der Teufel selbst. Dieser hatte mit Grimm und Ärger wahrgenommen, daß der Schwedenkönig und alle Unterthanen desselben vom alten Glauben abgegangen und zur reinen Lehre Luthers getreten war. Kühn wollte er nun versuchen, den Schwedenkönig um sonstiger Sünden willen zu umgarnen, damit er ihn wieder in seine Gewalt bekäme.

Nacht für Nacht, während der König und die Schweden schliefen, flog der Teufel zum Mittelmeer und holte von dort sowie aus den Seen der vielen Klöster in den Ländern rundum immer neue Fische. Morgens um 4 Uhr war er wieder in Stockholm. Er mußte genau Zeit halten. Denn

um 4 Uhr standen des Königs Diener auf; die durften sein heimliches Treiben nicht bemerken.

Das ging alles im Winter ganz schön. Doch nun kam das Frühjahr. Die Finsternis wich mehr und mehr der früh aufsteigenden Sonne. Endlich waren die drei gestrengen Herren da. Der Teufel denkt, „es ist ja Mai,“ und fliegt ohne Pelz Nachts zwölf Uhr von Schweden fort. Vom Comersee kommt er bald mit einem Beutel voll schöner Moränen zurück und schwebt um ein Uhr über dem Butterfelder See, einem Seitenarm des großen Mohriner Sees im Königsberger Kreise. Pantradius hatte seine Herrschaft angetreten.

Es ging ein scharfer Zug von Osten her. Drob fluchte der Teufel grimmig und verwünschte die Russen und Griechen, die dort wohnend den römischen Weisen kalt zur Seite stehen und bereits lange vor den Schweden und anderen Lutherischen dem Papst viel Verdruß und Ärger bereitet haben, dem Papst, welchem zu dienen er diese Klapperfahrt unternahm.

Da sieht er unter sich ein Licht schimmern. „Halt,“ denkt er, „der da unten ist so ein Wende, noch ein ganzer oder wenigstens ein halber Heide. Bei dem kannst du dich ein bißchen aufwärmen; es ist ja erst ein Uhr, bis vier Uhr hat's Zeit.“

Er senkt sich zur Erde, klopft an die Thür der Fischerhütte, humpelt über die Schwelle und grüßt das Handwerk. Denn in der That war es ein wendischer Fischer, dessen Kaminkienen er von oben her hatte leuchten sehen.

„Se nun,“ fragt der vor Frost Bitternde, ob der Fischerwetter nicht etwas Herzstärkendes und Erwärmendes habe.

„Se nun,“ erwiedert der Fischer mit freundschaftlichem Augenblinzeln: „Etwas sehr Schönes und Kräftiges, so recht

was für einen Fischer!" Damit nimmt er selbst einen tüchtigen Schluck aus einer Flasche, welche er vom Kaminsims gelangt hat: „Da, det is Pimpernellenschnaps! Man enen ordentlichen Hieb, der sikt; dat wärmt!“

Kluck, kluck, kluck! Musje Urian schüttelt sich vor Freuden, wie das doch wärmt. Ihm kam's vor, als tränke er ein bißchen Brandflut aus seinem Höllenpfuhl, und er bekam wieder Leben. Freilich konnte er sein Erstaunen nicht bergen, daß ein Mensch solches Teufelszeug vertragen könne. Doch der Fischer nahm zu seiner Beruhigung sofort einen zweiten Schluck und versicherte: so ein richtiger Wenden- und Ruffenmagen wäre vom lieben Gott auf recht kräftige Kost eingerichtet. Er wäre wohl sehr dumm oder sehr weit her, wenn er das noch nicht einmal wisse. Dann that er dem Wetter aufs neue Bescheid und nun gings immer Schluck um Schluck. Wie waren die zwei beiden lustig und guter Dinge! Dem Teufel ward warm und wärmer. Das war doch gemüthlicher und ein andres Leben bei dieser Heidenseele als in dem hellen kalten Schlosse unter den steifen Leuten in Schweden. Da mit einem Male hebt die Uhr aus — er hatte auf deren Gehen und Schlagen gar nicht geachtet: es sind nur noch fünf Minuten vor vier Uhr.

Hellschen fix griff der Teufel nach seinem Moränenbeutel, den er an den Thürpfosten gelehnt hatte, und wollte von hinnen. Aber noch schneller war der wendische Fischer auf der Schwelle, hielt die Arme von sich gestreckt und schrie ihn grinsend an: „Erst betoalen!“

Jetzt erst erkannte der Teufel an der Kreuzesform, welche des Fischers Körper mit den ausgestreckten Armen bildete, daß der Wende kein Heide mehr war.

In großer Angst kreischte er hastig hervor:

„Wo velle denn?“ und schüttelte Geld klirrend in der Rechten. Der Fischer, sich an des Teufels Unruhe und Angst weidend, blinzelte ihn mit den Augen schalkhaft durch die halbgeschlossenen Lider an und entgegnete langsam lallend:

„Din Gold un Silber lot man weg,  
 Det is vor mi as Peerbedreck.  
 Doch vor min'n Pimpernellenschnaps  
 Man in din'n Büdel rinjegrapscht.  
 Min Warmer hät di't Läwen weckt:  
 Nu of wat Kollen rutjetreck!“

Der Teufel hatte nämlich unkluger Weise erzählt, was er für schöne Fische aus Italien mitgebracht habe. Hiervon wollte der Fischer sowohl zum Essen wie zum Einsetzen in sein Gewässer etliche haben, um zu großem Vorteil für sich seinen Kunden etwas ganz Außerordentliches liefern zu können.

Entsetzt schrie der Teufel:

„Sinn nich mine,  
 Sinn Schneekönig fine!“

Doch der Fischer lallte gemächlich weiter:

„I wat mine,  
 Minen un Ängern fine!  
 Wat süppst hi mi Klock ens to vier:  
 Na Schweden kümms'te nu nich mieh!“

Die Uhr fing schon an zu schnurren. Wollte der Teufel nicht alles verloren geben, so mußte er sich rasch entschließen, den Beutel an den Fischer zu geben und mit leeren Händen nach Schweden fliegen. Dort konnte er sich ja für den einen Tag durchlügen. So schob er den Beutel hastig dem Fischer zu, der gierig mit beiden Händen nach demselben griff. Hierbei gab er die Kreuzesstellung auf und husch, war Urian über die Schwelle, indem die Uhr zu schlagen begann. Noch einmal sah er sich wütend nach der Stätte seines Mißgeschicks

um. Da bemerkt er, daß der Fischer, auf unsicheren Füßen hin und her taumelnd, in den geöffneten Beutel hineinstiirt. „Ha, Rache, Rache!“ zuckt's ihm durch's Hirn und — klitsch! schlägt er mit der Linken den Beutel aus des taumelnden Fischers Händen, daß die Fische zur Thür hinaus in weitem Bogen über den Butterfelder See hinweg in den tieferen Mohriner See, auf welchem dieser Fischer keine Fanggerechtigkeit hatte, pladderten. Und davonsaufend, wiederholte er spöttisch aus des Fischers letzten Worten den Anfang:

„I wat mine,  
Minen un Ängern sine!“

So ist der Hauptstamm der Moränen in den Mohriner See gekommen. Nur ab und zu werden einige verschwommene im Butterfelder See gefangen.

Seine Rache hatte der Teufel gekühlt. Aber wie ging es ihm weiter? Als er das Schwedenland betreten wollte, hatten die Diener des Königs, Schlag vier Uhr aufstehend, seine Abwesenheit bemerkt; da sie schon lange Verdacht gegen den lahmen Fremdling gehabt, weckten sie den König sofort, daß derselbe mit eigenen Augen sähe, wie die Sache stand. So geschah es, daß der ganze Hofstaat den Herrn Teufel durch die Luft heransiegen sah. Und wie der König nunmehr anhob, die andern Schweden sofort einfielen:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,  
Ein' gute Wehr und Waffen!“

da kam der Böse erst gar nicht zur Erde nieder, sondern überschlug sich in der Luft und purzelte nach Rom hin.

Der König von Schweden brauchte ohnehin den fremden Koch nicht mehr, der ihn auf das Fischessen gebracht hatte. Auch hatte er kein Verlangen weiter nach fremdländischen Genüssen. Seine Schweden fingen im Nordmeere so viele und

schöne Fische, daß er sein Iebelang genug und beständig Abwechslung hatte.

Dennoch hatte der Teufel seine Rechnung nicht ganz unrichtig gestellt: nach des Königs friedlichem Abscheiden lief ihm die Seele der Tochter des Schwedenkönigs aus eigenem Gutdünken in die Krallen. <sup>45)</sup>

#### 14. Die Plandermühle bei Mauskow.

Dorf Mauskow im Kreise Ost-Sternberg hat leicht und gut Rechnen. Da kann einer wohl reich werden! Man weiß daselbst stets lange vorher, wie die nächste Ernte ausfallen wird. Das prophezeit alle Frühjahr der Müllergeist auf der alten Mühle.

Nicht weit nämlich von der Stelle, an welcher anno 1867 am Planderfließe eine Wassermühle westlich von Mauskow erbaut worden ist, hat schon früher eine Mühle gestanden. Noch sind alte Pfosten derselben im Wasser zu sehen. Auch lag in alter Zeit das Dorf nahe bei dieser Mühle, dort wo mitten im Felde noch Straßenpflaster zu spüren ist.

In der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges überfielen die Schweden das alte Dorf und zerstörten dasselbe. Sie wollten auch zur Mühle. Aber sie konnten nicht zu derselben gelangen; denn die Müller hatten das Wasser der Plander so hoch gestaut, daß es rund um die Gebäude floß.

Die Schweden hätten gern das in der Mühle reichlich aufgespeicherte Korn gehabt, denn sie litten Mangel und schalten auf die Müller, daß sie ihnen, den Glaubensgenossen des Kurfürsten, die Nahrung vorenthielten. Die Müller aber schalten dagegen: der Kurfürst hätte doch Waffenstillstand

mit den Schweden geschlossen, sie aber hätten wie Türken an dem wehrlosen Dorfe gehandelt. Dazu drohten sie: wenn die Schweden nicht gleich von der Mühle abzögen, würden sie eine Seitenschleuse öffnen, dann werde die ganze Räuberrotte in dem plötzlich herausstürzenden Wasser ertrinken.

Die Schweden konnten nicht warten, bis sich nach einem oder zwei Tagen das Stauwasser von selbst verlaufen hätte, sie mußten mit hungrigem Magen schnell weiter nach Böhmen marschieren. Aber rächen konnten und wollten sie sich doch. So schossen sie denn die Mühle in Brand. Das gab nun dort einen argen Jammer. Von Wasser rings umgeben, konnten sich die Müller nicht retten, sie kamen durch Feuer und Qualm alle elendiglich um, indes die Mühle, von Wasser und von Feuer zugleich getrieben, arbeitete und klapperte, bis alles zum Wasserspiegel niedergebrannt war.

Nach dem Abzuge der Schweden kam die Standhaftigkeit der Müller den übrigen ausgeplünderten Mauskowern zu Gute. Dieselben fanden in den unteren Räumen der Mühle, wohin die Flammen nicht gedrungen waren, so viel Korn, daß sie den Winter über zu leben und noch Saatkorn übrig hatten. Das dankten sie dem Müller und erzählten von seinem Mut und seinem Leid auf Kind und Kindeskind.

Für solch' treues Gedächtnis zeigt sich der Müller auch wieder seines Theils dankbar. Sein zur vollkommenen Welt erhobener Geist kann weiter blicken als Menschengen auf Erden; und so weiß er schon immer, wie das Korn geraten wird, von welchem die Märzsonne den Winterschnee hinwegleckt.

In der Osternacht, in welcher der Gottessohn durch sein Auferstehen allen Gläubigen das Leben wiedergebracht hat, steht der Mauskower Müller von Mitternacht bis Hahnen-



schrei auf seinen alten Posten. Die Mühle ist dann wieder im Gange, man hört durch das Nachtdunkel hindurch deutlich ihr Klappern, nicht bloß in der „Vorstadt“, nein, durch das ganze Dorf hindurch. Je nachdem nun der Wind steht und das Klappern vernehmlich ist, läßt sich der Ausfall der Ernte vorher berechnen. Klappert's stark, so kommt ein gutes Jahr. Klappert's schwach, so kommen Tage, in welchen Schmalhans Küchenmeister sein will.

Was nun ein bedächtiger Mauskower ist, der weiß das lange vorher und kann seine Wirtschaft für alle und jede Zeit früher als andre Leute einrichten.

